

Die Stille Welt

Nr. 25

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Aus dem Leben des Arno Strozzi.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung.)

Wie Clarisse wachen konnte! Wie sie alles bereiten konnte, was für den Kranken nötig war, gleich als hätte sie es schon immer getan. Und wie sie ihm zureden konnte!

Ihr sanftes: „Bitte, Arno!“ das konnte sie tausendmal wiederholen, und tausendmal schien es ihr inniger zu werden.

Strozzi lag oft da und schloß die Augen und schien sich ruhig zu verhalten, nur um ihren Bitten länger zuhören zu können. Es lag dann ein genießender Ausdruck auf seinem Antlitz und ein stiller, innig eingedrungener Glanz.

„Schwester Clarisse,“ sagte er dann manchmal.

Als seine Genesung etwas fortgeschritten war, holte er Clarisse vorsichtig aus, wie er hierher gekommen wäre, und wo und wie sie ihn gefunden hätten.

Schonend teilte ihm Clarisse alle die Umstände mit, die sie wußte, und zeichnete nichts hart und grell. Die eigene Art ihrer Beobachtung, die sie in bildnerischen Arbeiten befundete, zeigte sich zuweilen auch in ihrer Erzählung, wenn sie manches in einer leicht humoristisch-spöttischen Weise malte, die auch zugleich den Vorteil hatte, von dem Dunkel, was Strozzi selbst anging, abzulenken. Nicht Goujanoff, keinen der Freunde schonte sie dann, aber um so milder abgekönt färbte sich ihr Bericht bei Strozzi selbst.

Er hörte stumm zu. Manchmal wollte ein Lächeln in seinen Augen zucken. Meist aber blickten sie in schmerzlicher Traurigkeit, verschleiert, ohne trüb zu sein, mit der eigentümlichen Weichheit, die Menschen in ihrem Blick haben, die viel an sich selbst gelitten und leiden.

Er blieb stumm. Selbst auf Fragen antwortete er nicht. Er schien sie überhört zu haben und wartete auf die Fortsetzung ihrer Erzählung.

Als sie dann geendet hatte, nahm er ihre Hand und strich darüber. Er sagte nichts, er strich nur über ihre Hand. Und er sah sie mit guten, treuen Augen an, die ihr die

Wärme seiner Dankbarkeit verrieten. War es die Dankbarkeit nun, daß ihm der Mund verschlossen blieb, war es Scham — drei Tage, nachdem ihm Clarisse alles erzählt hatte, blieb er stumm. Zeitweilig sah er sie mit seinen tiefen Blicken an — oft verbarg er sein Gesicht.

Dann wieder griff er nach ihrer Hand und strich darüber. Am dritten Tage, da er es wieder tat, sagte er: „Und Du hast mich gepflegt, Schwester Clarisse!“

Er sagte es, als hätte eben Clarisse ihre Erzählung erst beendet, und sagte es zugleich auch wie aus einem Würgen heraus.

Clarisse blieb stumm. In ihre bleichen Wangen stieg eine leichte Röte. Ihre Augenwimpern, die vollen, schattenden, senkten sich tiefer. So verharrte sie eine Weile.

Strozzi strich nervös über ihre Hand.

Sie spürte durch ihre Haut hindurch, wie seine Blicke an ihr hingen. Sie spürte, wie sie von ihrer Hand zu ihrem Munde, von ihrem Munde zu ihrer Hand gingen.

„Schwester Clarisse!“ sagte Strozzi und hob sich ein wenig aus seinen Kisseln.

Da gingen ihre Lider empor, und ihr Blick war voll wie ein Kinderblick, der aufstaut. Aufstaut und fragt, eine schwere Frage, deren Antwort nicht zerstören darf, und die alles zerstören kann.

„Wirst Du wieder werden, was Du warst, wirst Du wieder der Künstler sein können, der Du gewesen, der Arno Strozzi, den sie alle im Atelier verehrt und über dessen Bildwerk meine Hand gestrichen, wie es noch unvollendet vor mir stand?“ Das fragte ihr Blick. Und sie sah ihn in Glauben und Andacht an.

„Schwester Clarisse,“ hauchte er.

Da nahm sie ein Büschel seiner Haare, bog es über seine Stirn, und während sie einen Kuß darauf drückte, flüsterte sie, innig wie beschwörend: „Du mußt wieder arbeiten, Bruder Arno!“

Da schien er die Fülle ihres Blickes erst zu bemerken. Es ging auf ihn über wie von einer stärkenden Kraft. Seine Lippen wurden voller, seinen Augenbrauen wölbten sich höher, seine Nasenflügel zitterten. Er öffnete den Mund ein wenig, als wolle er trinken. Die hellen Zähne blinkten zwischen den Lippen.

Er wollte sprechen.

Ein wenig wendete er sich ab und strich sich über die Stirn, wie um etwas wegzustreichen, wie um sich in die Wirklichkeit zu versetzen, so wie man tut, wenn man auf-



Minna Kautsky.

Die weiten Kreise der Arbeiterschaft durch zahlreiche Erzählungen und Romane aufs beste bekannte Dichterin beging in diesen Tagen in bewundernswerter körperlicher und geistiger Frische ihren 75. Geburtstag.

wacht und der Traum sich ins Wachen hinein erhält. Dann sah er zu Clarisse und mochte überzeugt sein, daß er nicht geträumt hatte.

„Du mußt wieder arbeiten, Strozzi, mit Deiner ganzen Kraft!“

Clarisse hatte sich über ihn gebeugt und es eindringlich zu ihm gesprochen. Sie hob sich empor. Ihr voller Blick ruhte auf Strozzi, aber er war gespannter, fast bange geworden.

„Wenn Du mich mit Deiner Hand halten willst, Schwester Clarisse!“ sagte er.

Sie drückte nur seine Hand, die noch die ihre hielt. Es war die Antwort ihres Einverständnisses. Es war die Besiegelung ihres Bundes.

Strozzi sank darauf ermattet in die Kissen zurück.

Clarisse pflegte nun unseren Strozzi, daß er zu seiner Kunst gesunde, und sie scheute nicht Mühe und Arbeit, nicht Opfer an Ruhe und Erdulden — und wenn die bleiche Angst ihn wieder packte, reichte sie ihm die Hand, und er nahm sie und hielt sie und strich über sie und ward still und zupersichtlich. Sein Auge aber gewann mächtig an Leben und gewann diese Wärme wieder, die so sicher die belebte Phantasie des Künstlers kündigt. Und oft saß er, ihre Hand in der seinen haltend, das Haupt vorgeneigt, ein wenig zur Seite gerichtet, daß er sein Gesicht dem ihren nicht ganz zugekehrt hatte, und träumte. Clarisse saß ihm dann stillschweigend zu Füßen, die großen, tiefen Augen, die die Geheimnisse verschwiegener Mondnächte bargen, ruhten wie bannend und beschwörend auf dem doppelt Genesenden, und ihre gewölbten Wimpern öffneten sich weit.

Manchmal sagte er: „Schwester Clarisse!“ und wenn sie leise erwiderte: „Bruder Arno!“ sank sein Sinn tiefer auf seine Brust, gleich als wollte sich alles in ihm enger zusammenziehen und dichter verbinden.

Sie blieben dann beide ganz still. Nur Strozzi hauchte einmal wieder: „Schwester Clarisse!“ denn seine Seele war des Dankes so voll.

Und das Schweigen blieb zwischen ihnen stehen und bannte sie mit strengem Blick, die Hand erhoben, und gestattete nur Dank und Hoffnung in stummer Feier.

Und da sich Strozzi in diesen Tagen an Clarisse aufrichtete und von ihr die Helle gewann, in der sich seine Kunst und Zukunft beleben sollte, schwebte über ihr dunkel das Leid. Es waren harte Stunden für Clarisse: sie lag im Kampfe mit ihrer Mutter. Was lange stillschweigend gegensätzlich in den beiden gelegen haben mochte und nur gelegentlich einmal zu einem kurzen Widerstand, zu einem rasch geschlichteten Ausbruch gekommen war, das war nun zu einer dauernden Reibung gereift. Ihre Mutter forderte sie zurück. Sie sah Clarisse verloren. Sie sah sie für sich, für ihre Absichten und Zwecke mit ihr verloren. Die Enttäuschung, die die alternde Frau in jungen Jahren am Manne erlebte, hatte sie hart, verbittert und gehässig gemacht. Ihr Haß war und blieb gegen den Mann gerichtet, aber er steigerte sich zu äußerster Hitze und Hartnäckigkeit, wenn der Mann ein Künstler war. Ein Künstler war ihr am verächtlichsten — und sie hatte Künstlern fast ihr Leben lang gedient und ihnen ihr Kind als Modell gegeben.

Mochte es wahr oder nicht wahr sein, was man von den Mondnächten erzählte, ehe Clarisse geboren war, instinktiv hatte sie ihr Kind dazu ausersehen, sich für sie zu rächen. So wie sie sich in erhitzten Stunden ausgedacht, so wie es ihre hochgespannte Erregung möglich und notwendig erscheinen ließ, so hatte sie's festgehalten

fürs Leben mit zähem Fanatismus. Ihr Kind sollte den Mann reizen. Es sollte ihm alles bieten, aber nichts gewähren. Clarisse sollte schön sein. Sie sollte Modell sein, sollte ihren Körper enthüllen, aber sie sollte sich eng verhüllen, wie eine Nonne, wenn ein Blick über ihren Körper tasten wollte, der mehr war als nur der Blick des modellierenden Künstlers. Sie sollte den Mann zu Tode spielen, wie ein Rabe die Maus, aber sie sollte nie ihm dienen und helfen. Keine Grenze schrieb sie ihr je vor — und doch wußte sie sie in allen Grenzen zu halten. Sie ertöte jedes wärmere Fühlen in ihr — sie gestattete ihr keine wärmere Liebesföhlung. Und wenn sie zum Wahnsinn triebe in ihrer Kälte — sie sollte kalt bleiben.

Sie sollte das Letzte und Einzige sein, das sie auf der Welt habe. Verfluchend, ehe es geboren, verfluchend, daß es geboren, schenkte sie den letzten heißen Rest von Liebe und Gefühl diesem Kinde, das ihr Hoffnung und Liebe zerstört hatte, und belud es mit einer Liebe, die nur nehmen wollte, nur besitzen und herrschen und nie sich entäußern. In allem Guten, als letztes Ziel verfolgte sie immer nur die eigenen, egoistischen Interessen. Es war eine Liebe, die tötete; Mutterliebe, die sorgte und ordnete und arbeitete, wie und wo es das Leben galt, aber die zugleich auch ausfaugte wie ein Vampir.

Und die Natur war ihr in Gestalt und Wesen der Clarisse bei all dem zu Hilfe gekommen, und alles vollzog sich ganz von selbst, wie sie es vorhatte, und das Leben ließ ihr nicht einmal Zeit, sich ganz und deutlich darüber klar zu werden, was sie eigentlich tat und wie ihr Einfluß war. Nun hatte das Erlebnis mit Strozzi die Klust aufgetan und der Tochter ihr Verhältnis zur Mutter deutlich gemacht.

Clarisse sollte heimkehren, sie müsse heimkehren. Es gab keine Erwägung für die Frau, keine Rücksicht. Und — sie mußte Clarisse retten. Sie wäre daran, schwach zu werden wie jedes Weib, das sich vom Manne nicht fernhalte. Und betrogen zu werden, wie jedes Weib, wie sie selbst betrogen worden.

Clarisse blieb. Wir waren oft Zeugen ihrer Tränen, wenn wir Strozzi an seinem Kranklager besuchten. Wenn er schlief, schlich sie sich ganz unten an das Ende des Bettes, verkroch sich in Goujanoff's großen Lehnstuhl und weinte still in sich. Sie preßte ihr Tuch in die Augen, daß die Tränen nicht hervorquellen konnten. Denn jeden Augenblick konnte Strozzi erwachen, und er durfte keine verweinten Augen sehen.

Clarisse fragte nicht nach Gut und Böse, Recht und Unrecht, Leid und Mitleid — sie fühlte nur das eine, daß Strozzi jetzt ihrer bedurfte, daß sie ihm notwendig war, sollte er gesunden und seiner Kunst wieder gewonnen werden. Nur das fühlte sie mit zwingender Stärke, und sie blieb, weil sie bleiben mußte. Sie blieb und überwachte das leise Aufblühen neuwerdender Gesundheit.

Strozzi schlief und träumte von Licht und Helle. Und wußte nichts von einem dunklen Opfer, das für sein Leben dargebracht wurde.

Oft hielt er eine Hand still und richtete seinen Sinn an ihr empor; und die Hand verriet von ihrem Kummer nichts. Ihn aber durchströmte es von Freude, Zukunft und schaffensstarker Gesundheit.

Er war mit ihr eingetreten.

Draußen war Sonnenschein, die milde Sonne der späten Septembertage, der leise Widerschein des sanften Nachmittaglichtes.

Dann und wann war das Blau des Himmels — es hatte schon nicht mehr die satte Frische wie vor wenigen Tagen noch — von einzelnen Wolfenballen verdeckt, die plötzlich über uns hingen, zartweiß an ihrem Rande, fast bedrohlich grau inmitten, ein paar Regen-

tropfen fallen ließen und dann, leichter zu weiterer Fahrt, gingen, wie sie gekommen waren. Wir sahen durchs Fenster die Krone des Kastanienbaums, der draußen im Hofe stand. Er ließ den Blick noch oben schon ein wenig freier, weil sein Blätterrand gelichtet war, so daß wir in stinnenden Augenblicken dem Spiel der stummen Segler auf der Himmelbläue durchs Geäst folgen konnten.

Viele Blätter waren schon abgefallen, und von den vielen, die immer noch die Zweige trugen, waren manche schon ganz braun, andere nur angefleckt, andere waren ganz eingehüllt und wie der andere hatten von ihren fünf Fingern, die sie sonst so kräftig breitend gestreckt hatten, schon den einen und anderen verloren, und die übrig geblieben waren, hingen matt und wiesen nach der Erde, wohin ihr Weg war. Es war schon ein wenig wie Mascheln, wenn der leise Wind durch die Kronen wehte; nur die Blätter des Esens, der den Stamm hinaufkranke, hatten noch das alte muntere Geflüster der Frühlings- und Sommertage, und sie schienen sogar, durch die leichten Regengüsse vom Staube reingewaschen, noch glänzender, gesünder und kräftiger zu sein und in ihren Bewegungen und Stimmen ein wenig aufzutrupfen, wie das auch Menschen leicht tun, die in heißen, schweren Zeiten ihre Stärke erprobt haben und Kommendes nicht mehr fürchten. Sie hatten die heißen Hochsommertage überstanden, da baugten sie vor Herbstfrische oder gar Winterkälte nicht. Sie hatten und behielten ihr grünes Laub, und es plauderte lustig mit dem Winde. Der wilde Wein aber, der das große Atelierfenster umrankte, war ernst geworden. Der Herbst war an ihm in einer kühlen Nacht vorbeigegangen und hatte ihn mit seiner berben Hand angefaßt. Da war sein Lebenssaft matt geworden, und leise Schauer des Sterbens zitterten durch sein Geranke. Dieser hängende Blätter schlugen dann und wann an das Glas des Fensters, und wenn einer einen Augenblick von der Arbeit ruhte und um ihn im Atelier die feinen Meißelschläge klangen, horchte er auf, wenn das Blatt an schlug, denn es war, als ob eine welke Hand draußen angeklopft hätte, um von der Arbeit des Lebens wegzurufen in ein fernes Traumland, darin alles ruht, Meißel und Hand, wie das welke Laub, dessen Dasein erfüllt ist. Manchmal geschah es auch, daß der eine oder andere von uns, unbeachtet der Arbeit des Kameraden und seiner völligen Hingebetheit an den Gegenstand, der ihn beschäftigte, laut sagte: „Es ist wieder ein Blatt gefallen!“ Dann ruhten die Meißel einen Moment, und alle Blicke waren zum Fenster gerichtet, wo das Unsichtbare dann und wann ein Zeichen von sich gab.

Um diese Stunde nun, und in einem solchen Augenblick, war Strozzi mit Clarisse eingetreten.

Wir standen alle sprachlos und erstarrt.

Der Meister, der keinen Meißelschlag mehr hörte, kam hervor, um zu sehen, was die plötzliche Ruhe verursacht habe. Als er Strozzi und Clarisse sah, blieb auch er stehen und stand schweigend.

Strozzi ging ohne ein weiteres Beachten nach seinem Plage hin. Clarisse folgte ihm.

Da hatten wir uns zu dem gefunden, was wir tun mußten. Wir gingen zu Strozzi und streckten ihm die Hände entgegen.

Er ergriff eine nach der anderen, ohne aufzusehen. Der Meister, das sahen wir, wollte etwas sagen. Aber als er sah, daß Strozzi seine Hand länger behielt als die anderen, schwieg er.

Nach ein paar Augenblicken, die feierlich still waren, sagte er, seine Hand immer noch in der Strozzi's lassend: „Wir danken Dir, Schwester Clarisse, daß Du ihn uns wieder gebracht hast!“

Da war es wie ein tiefer Atemzug aus seiner Brust.

Strozzi hatte die Hand des Meisters losgelassen, und dieser hatte sie Clarisse gereicht. Sie hatte sie mit einer merklichen Bewegung ergriffen, und die beiden, die sich stets so fremd gehalten hatten, standen Hand in Hand und sahen einander an, wie Geschwister tun, die sich nach langer Trennung wiedersehen.

Und uns fiel es dabei ein, daß sie ja eines Blutes seien.

Vielleicht fühlten sie die lebendige Bewegung, der in einem schönen Augenblick aller Trost und alle Starrheit nicht mehr widerstehen können. Denn das Leben hat eine Stimme, der nichts undurchdringlich ist — und die wirklichen Geschwister hatte sie hier zueinander gerufen.

Strozzi ging an seinen Platz, als habe er ihn gestern verlassen. Er stand vor dem Modell seines Diristenden und betrachtete es lange. Er stand ebenso vor seiner unvollendeten Uebertragung in Marmor. Diesen ersten Tag rührte er kein Werkzeug an. Er betrachtete nur seine Arbeit.

Wir verhielten uns still. Das heißt, wir bewahrten diese Stille des Ateliers, die nur vom Weisheitschlag durchtönt ist. Kein ernstes und kein heiteres Wort, kein Pfiff — und selbst unser Tritt war leise, und wenn wir die Werkzeuge hinlegten, geschah es behutsam.

Strozzi war bleich geworden durch sein Krankenlager. Seine schwarzen Haare hingen noch länger als früher um seinen Kopf, die Augen lagen tiefer und waren von starken Linien umzogen, die ein Hauch von Braun betonte. Sein Gesicht hatte mehr Ausdruck und Bestimmtheit erhalten. Es hatte mehr Inhalt, nicht nur die Spitzen körperlichen und seelischen Leidens waren ihm aufgedrückt, zugleich auch etwas Durst nach Schönheit, jener Glanz des idealen Sehens und Begehrens, der die Stirn verklärt, den Blick erfüllt und die Lippen voll und begehrend macht. In die mehr weibliche Weichheit aber, die immer noch ein hervorsteckender Zug seines Gesichtes war, war das Gepräge der Härte und des Widerstandes gekommen, oft in einer Formung des Mundes zu erkennen, immer aber in einer tiefen Linie ausgedrückt, die in die Nasenflügel einschneidet und scharf gegen die Mundwinkel zog. In Strozzi's Sinn wollten wir einen stärkeren Willen lesen. Darin aber waren wir alle einig: Strozzi war ernster, markierter, männlicher geworden. Es stand ihm gut. Es lag Schönheit darin.

(Schluß folgt.)

Jean Jacques Rousseau.

Von Rudolf Franz.

Das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts war trotz der Entwicklung seines Außenhandels immer noch in erster Linie Agrarland. Der ländliche Arbeiter und Bauer in seinen verschiedenen Abstufungen bildete den wichtigsten Bestandteil im wirtschaftlichen Organismus. So wird die Tatsache ohne weiteres verständlich, daß sich die Philosophen und Nationalökonomien in den Jahrzehnten vor der großen Revolution fast ausschließlich mit der Betrachtung der Bauernklasse und der Untersuchung ihrer Lage beschäftigten, während die städtische Arbeiterschaft, obwohl uns die zahlreichen Streiks aus dem ganzen Jahrhundert vor der Revolution zeigen, wie schwer selbst das Proletariat der Kleinindustrie schon zu leiden und zu kämpfen hatte, fast ganz außer Betracht blieb. Die dreifache Plünderung durch den adeligen Grundherrn, den Klerus und den Fiskus bewirkte die völlige und dauernde Ver-

armung des Bauern, während die Masse der Industriearbeiter durch die Zunftorganisation, so drückend sie auch war, immerhin vor dem äußersten bewahrt blieb. Jene allgemeine Landflucht, die in den siebziger und achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts das städtische Lumpenproletariat so ungeheuer anschwellen ließ, war die Folge einer Krise, die schon unter dem fünfzehnten Ludwig eingeleitet hatte und schließlich dazu führte, daß unmittelbar vor der Revolution die Hälfte der französischen Ackerbürger brach lag. Eben diese Krise war es, durch die auch Voltaire und Rousseau zur Untersuchung der Zustände angeregt wurden. Der feudale Großgrundbesitz wurde als die Quelle allen Übels angesehen, die jetzt klar zutage trat. Auf den Arbeiten nicht weniger Vorläufer fußend, konnte besonders Rousseau nunmehr mit aller Bestimmtheit das Privateigentum an Grund und Boden seiner unglücklichen Storie entkleiden und seine Ungerechtigkeit in der schärfsten Weise brandmarken. Rousseau war am 28. Juni 1712 geboren, und auf der Höhe seines Lebens, 1753, schrieb er jene „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit bei den Menschen“, die zwei Jahre später erschien und die so oft zitierten Sätze brachte: „Der erste, der ein Stück Erde einzäunte und erklärte: dies gehört mir, und der einfältige Leute fand, die ihm Glauben schenkten, wurde der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, wie viele Mordtaten, wieviel Elend und wie viele Grenel würde derjenige dem menschlichen Geschlechte erspart haben, der die Grenzpfähle wieder ausgerissen, den Graben zugeschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: „Glaubt diesem Schwindler nicht! Wenn Ihr vergeßt, daß die Früchte der Erde allen Menschen, die Erde selbst aber keinem von ihnen gehört, so seid Ihr verloren.“

Die genannte Abhandlung, in der Rousseau seine Gleichheitslehre entwickelt, verdient jedoch noch aus einem anderen Grunde unser besonderes Interesse: wegen ihrer Methode. Die Kritik des Privateigentums und der sozialen Ungleichheit war nichts Neues, sondern spielte schon bei Rousseaus Vorläufern und Zeitgenossen eine große Rolle, um schließlich in Babeufs Kommunismus zu gipfeln, der an der Schwelle des modernen Sozialismus erscheint. Und so war ja auch die Dialektik keine neue Waffe der Philosophie, aber ihre glänzende Anwendung im Jahrhundert vor Hegel und Marx, in einem Jahrhundert, dem diese Methode fremd geworden war, bedeutet doch eine Tat, durch die jene Abhandlung Rousseaus zu den Dokumenten des menschlichen Geistes gehört.

Rousseau geht von der ursprünglichen Gleichheit der Menschen im Zustande der Natur und Wildheit aus. Vor den Tieren hatte der Tiermensch jedoch die Fähigkeit, sich weiter zu entwickeln, voraus, und diese Fähigkeit führte die Ungleichheit herbei, d. h. zunächst einen Fortschritt. Aber: „Alle weiteren Fortschritte waren ebensoviele Schritte scheinbar zur Verbollkommnung des Einzelmenschen, tatsächlich aber zum Niedergang der Gattung.“ Metallbearbeitung und Ackerbau sind die nächsten Schritte, aber wieder zugleich Fort- und Rückschritte: „Vom Standpunkte des Dichters sind es Gold und Silber, vom Standpunkte des Philosophen sind es Eisen und Korn, die den Menschen zivilisiert, aber das Menschengeschlecht ruiniert haben.“ Und so schlagen im Laufe der Entwicklung alle Einrichtungen in das Gegenteil dessen um, was sie eigentlich bezweckten. „Es ist unzweifelhaft und ein Grundgesetz des ganzen Staatsrechtes, daß die Völker sich Fürsten gegeben haben, um ihre Freiheit zu schützen, nicht aber um sie zu vernichten.“ Die Fürsten jedoch werden zu Despoten, d. h. aber, die aufs äußerste getriebene

Ungleichheit wird wieder zur Ursache der Gleichheit, nämlich der Gleichheit aller vor dem Despoten. „Hier ist der äußerste Grad der Ungleichheit, der Endpunkt, der den Streik schließt und den Punkt berührt, von dem wir ausgegangen sind.“ Bis dann die Gewalt, die den Despoten erhielt, sich gegen ihn selbst kehrt und ihn stürzt. Die Gleichheit kehrt wieder, aber nicht die des ursprünglichen Tiermenschen, sondern die höhere, auf Grund des Gesellschaftsvertrages.

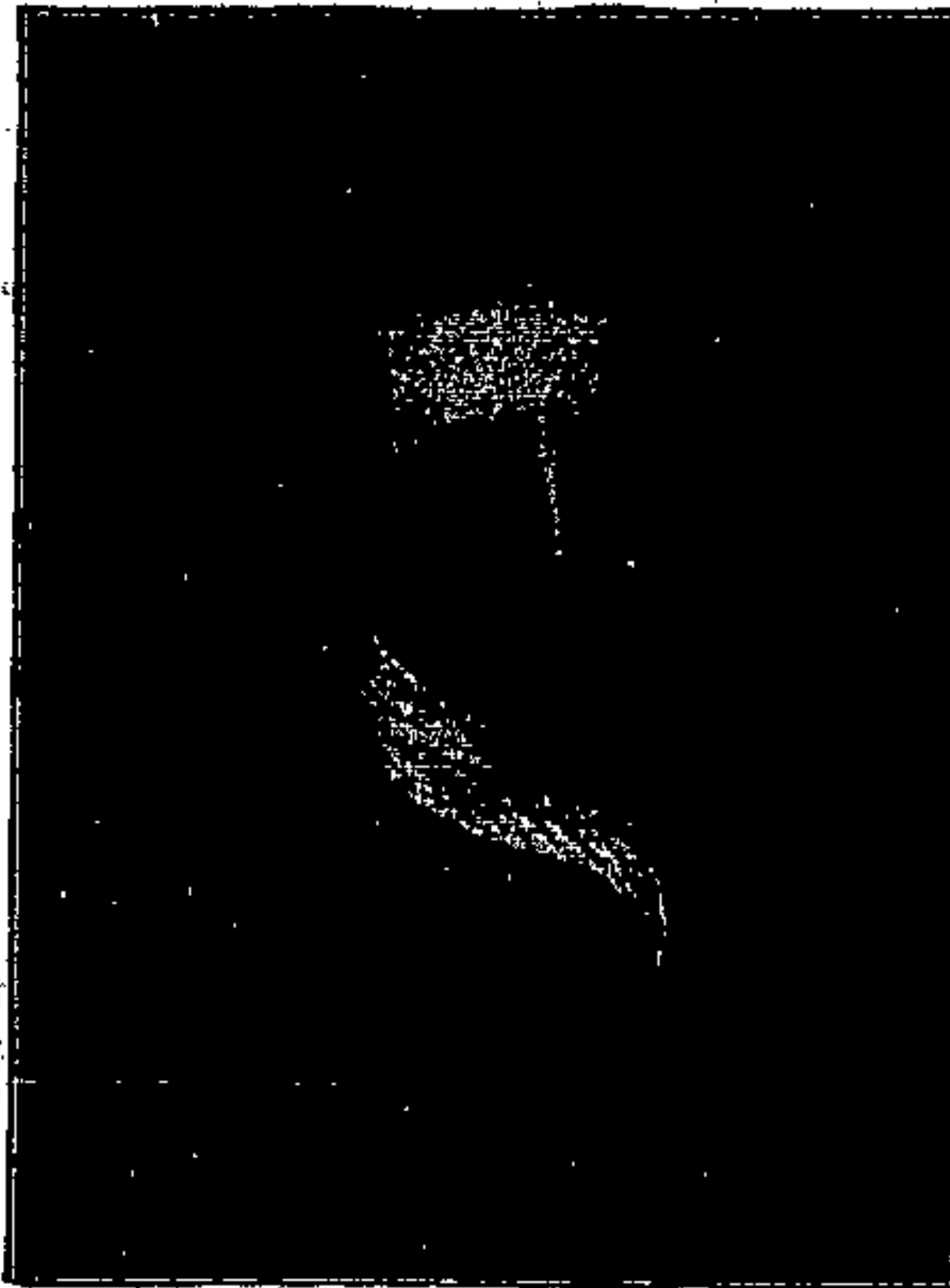
So radikal diese Gedanken: Rousseaus nun auch klingen, wir dürfen doch zweierlei dabei nicht vergessen: Einmal lag dem Philosophen nichts ferner als der Gedanke, die bestehende und von ihm schonungslos gebrandmarkt Gesellschaftsordnung alsbald zu zertrümmern. Das hat er z. B. auch in dem „Gesellschaftsvertrag“, seinem 1762 erschienenen Hauptwerke, gezeigt. Vollends verwarf er jeden Gedanken an eine gewaltsame Umwälzung, wie ja alle jene Aufklärer rein durch die Macht der Vernunft die Welt zu verbessern hofften, und ähnelte geradezu, auch das Blut eines einzigen Bürgers würde ein zu hoher Preis für den Sieg des Rechts über die Unterdrückung sein. Wenn er im „Gesellschaftsvertrag“ ferner zwar die Lehre, alle Obrigkeit sei von Gott, hohlvoll dahin erläutert, das sei nicht anzuzweifeln, aber nur in demselben Sinne zu nehmen, wie ja auch eine Krankheit als von Gott gesandt betrachtet werde, zu der man gleichwohl einen Arzt hinzuziehe; oder wenn er das Privateigentum bekämpft und den Kommunismus verteidigt, so zögert er doch keinen Augenblick, aus opportunistischen Gründen dem Fortbestand des Staates wie des Privateigentums das Wort zu reden. In gleicher Weise bekämpft er den Parlamentarismus, gibt aber — sofern dessen Einführung dennoch nötig — sehr positive Rat schläge zu seiner Organisation, von denen die möglichste Kürze der Legislaturperioden, gebundene Mandate in gewissen Fällen und das Referendum bei allen wichtigen Gesetzen am erwähnenswertesten sind. Wenn sich Rousseau im übrigen, wie ja die meisten seiner Zeitgenossen auch, damit begnügte, den Glauben an die Göttlichkeit und Unveränderlichkeit der herrschenden Gesellschaftsordnung zerstört zu haben, so war damit in der Tat schon unendlich viel geleistet, was wir am besten an heutigen „Staatsmännern“ ermesen, die wieder in die Zeiten blödesten Kindheit zurückgefallen sind und allen Ernstes mit dem Begriffe einer „gottgewollten“ und unabänderlichen Ordnung operieren. Gleichwohl ist auch der Einfluß Rousseaus gerade auf die Köpfe der Revolutionsmänner gewaltig gewesen, und der Name „Vater der Jakobiner“ entbehrt keineswegs der Berechtigung. Damit kommen wir auf das zweite einschränkende Moment dem Rousseauschen Radikalismus gegenüber. Wie die Quintessenz seiner Lehren — insbesondere die Gleichheits- und Freiheitsstendenz nebst dem Kampf gegen das Privateigentum, d. h. vor allem gegen den feudalen Großgrundbesitz — nichts anderes war als der Ausdruck der ökonomischen Bedürfnisse seiner Klasse, so hatten seine Lehren auch in diesen Bedürfnissen ihre Grenzen. Die großen Schlagworte der Aufklärung fanden ihren praktischen Niederschlag in den Resultaten der großen Revolution. Mit einer Formel von Engels: Wir wissen jetzt, daß das „Reich der Vernunft weiter nichts war als das idealisierte Reich der Bourgeoisie; daß die ewige Gerechtigkeit ihre Verwirklichung fand in der Bourgeoisjustiz; daß die Gleichheit hinauslief auf die bürgerliche Gleichheit vor dem Gesetze; daß als eins der wichtigsten Menschenrechte proklamiert wurde — das bürgerliche Eigentum; und daß der Vernunftstaat, der Rousseausche Gesellschaftsvertrag ins Leben trat und nur ins Leben treten konnte als bürgerliche, demokratische Republik.“ —

Sehen wir hier die politisch-ökonomische Verwirklichung der Rousseauschen Gesellschaftsphilosophie, so wird uns der ökonomische Unterbau dieser Philosophie durch einen Blick auf die wirtschaftliche Entwicklung der Bourgeoisie vor Rousseau erklärt.

Der prinzipielle Gedanke der menschlichen Gleichheit, der ja besonders mit Rousseaus Namen verknüpft ist, stellt unabweisbar eine Errungenschaft der modernen bürgerlichen Entwicklung dar. Die antike Welt konnte überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, daß alles, was Menschenantlitz trägt, auch gleiche Menschenrechte haben sollte. Weiber, Sklaven, Fremde — das waren von vornherein Menschen minderen Rechtes. Wie die Griechen zwischen sich und den „Barbaren“, zwischen Sklaven und Freien, zwischen Bürgern und „Schutzverwandten“, so unterschieden die Römer vor allem zwischen römischen Bürgern und Untertanen. Selbst in der Kaiserzeit, die auf Grund der Gleichheit aller Privatleute das grandiose Gebäude des römischen Rechtes hervorbrachte, blieb doch der Gegensatz von Sklaven und Freien bestehen. Auch das Christentum brach sehr bald mit den schwachen Ansätzen zur Gleichheit und befestigte zunächst einmal eine tiefe Kluft zwischen Priestern und Laien. In der Beseitigung dieser Kluft durch die Reformationsbewegungen offenbarte sich dann die ökonomisch bedingte Tendenz zur „Gleichmacherei“. Denn erst der Aufstieg des Bürgertums aus dem Mittelalter heraus, erst der Aufschwung der Industrie infolge der Entdeckung jener Seewege zu neuen Ländern brachte den Anstoß zu einer sozialen Umwälzung. Die Existenz des freien Arbeiters ward zur Bedingung für die Entwicklung der Manufaktur, die das Handwerk zu verdrängen begann. Und das Wertgesetz der modernen bürgerlichen Ökonomie, wonach der Wert einer Ware durch die in ihr enthaltene, gesellschaftlich notwendige Arbeit gemessen wird, ist, wie zuerst Marx in seinem Hauptwerk gezeigt hat, nichts geringeres als ein Beweis für die Gleichheit und gleiche Gültigkeit aller menschlichen Arbeiten. Dem ökonomischen Bedürfnis der Freiheit und Gleichberechtigung stand nun aber die politische Ordnung überall im Wege. Privilegien aller Art galt es zu zertrümmern, und durch Privilegien aller Art wurde wiederum keine Klasse so gedrückt und geschädigt wie die Bauern, die wichtigste Klasse im Haushalt des alten französischen Staates. Daß die Gleichheitsforderungen der Ideologen, insbesondere der französischen Vorkämpfer und Vorbereiter der Revolution, in der Praxis so schmächtig reduziert wurden, war die Folge der an die bürgerliche Emanzipation notwendig geknüpften proletarischen Bewegung. Die proletarische Gleichheitsforderung erschöpft sich restlos in der Tendenz zur Abschaffung der Klassen: das ist zugleich weniger und mehr als das, was die bürgerliche Gleichheitsforderung meinte. Weniger, da jene Gleichmacherei über das ökonomisch-soziale Moment hinaus, die uns die Gegner so stumpfsinnig andächtig, tatsächlich den bürgerlichen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts nicht fremd war. Mehr, da die Praxis der bürgerlichen Emanzipation niemals in die radikale Forderung nach Aufhebung der Klassenunterschiede einwilligte und niemals darin einwilligen konnte.

Zu einer Art Gleichheits- und Freiheitsapostel wurde Rousseau schon durch seine Herkunft aus der alten Republik Genf prädestiniert; die, zwischen Frankreich und Savoyen eingeklemmt, beständig für ihre Freiheit und ihren Glauben kämpfen mußte. Sein Vater war Uhrmacher, die Mutter starb nach der Geburt, und der Knabe mußte sich seit seinem zehnten Jahre, wo der Vater ihn in Genf zurückließ, bei fremden Leuten aufhalten. Bald war er Lehrling bei einem Gerichtsschreiber, bald bei einem

Graveur. Noch nicht 16 Jahre alt, verließ er Genf und wurde nun rechtschaffen in der Welt umhergeworfen. Es gibt wenige Menschen, deren Kindheit und Jugend so genau auf die Nachwelt gekommen sind, und wir danken dies jenen umfangreichen „Bekanntnisse“, die 1782, vier Jahre nach Rousseaus Tode, erschienen sind. So oft man auch die Wahrhaftigkeit dieser Bekenntnisse in Zweifel gezogen hat, immer wieder haben sorgsame Nachprüfungen, soweit sie möglich waren, ergeben, daß Rousseau nicht nur subjektiv ehrlich, sondern sogar objektiv wahrheitsgemäß sein Leben geschildert hat. Man hat sich viel aufgeregt über die furchtbare Strenge, mit der hier der Selbstbiograph zu Werke geht, indem er schonungslos seine Schwächen und Uebeltaten mitteilt und verdammt. Aber hinter aller moralischen Entriistung der Kritiker steckt im Grunde viel Heuchelei, denn wer von uns würde nicht mindestens ebenso allzu menschlich und wenig imponierend erscheinen, wenn er nur den Mut



Jean Jacques Rousseau.

hätte, mit gleicher Offenheit seine Fehler und Fehltritte zu schildern? In Turin trat der Calvinist mit 17 Jahren zur katholischen Kirche über, ja, er wollte sogar Priester werden, was schließlich auch nur eine Formalität zur Erlangung ökonomischer Selbstständigkeit gewesen wäre. In Italien ist Rousseau als Sakai, bald wieder in Frankreich als Musiklehrer oder Katasterschreiber tätig; er vagabondiert dann in Frankreich und der Schweiz umher, immer wieder zu seiner mütterlichen Geliebten, Madame de Warens, nach Chambéry zurückkehrend. 1740 wird er in Lyon Hauslehrer, seine musikalischen Studien und Arbeiten führen ihn nach Paris, aber Erfolg ist weder seinen Opern noch seinen Gedichten beschieden. 1745 lernt er Thérèse Levasseur kennen, mit der er dann zusammenlebte, bis er sie 1768 heiratete, während er die Kinder, die sie erzeugte, ausnahmslos dem Findelhaus übergab. Schwerlich findet sich noch ein Punkt im Leben Rousseaus, wegen dessen er so viel geschmäht und verhöhnt worden wäre wie wegen dieser „Gleichgültigkeit“ gegen seine Kinder. In der Tat mutet es seltsam an, den großen Pädagogen, den Verfasser des „Emile“, sich so kurzerhand mit seinen Vaterpflichten abfinden zu sehen. Und doch ist diese Handlungsweise Rousseaus begreiflich, und er selbst hat sie in den „Bekanntnissen“, ohne sie zu beschönigen, sehr einfach erklärt. 1749 stellte die Akademie zu Dijon die berühmte Preisfrage, ob Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen hätten, und den Preis erhielt Rousseaus Beantwortung der

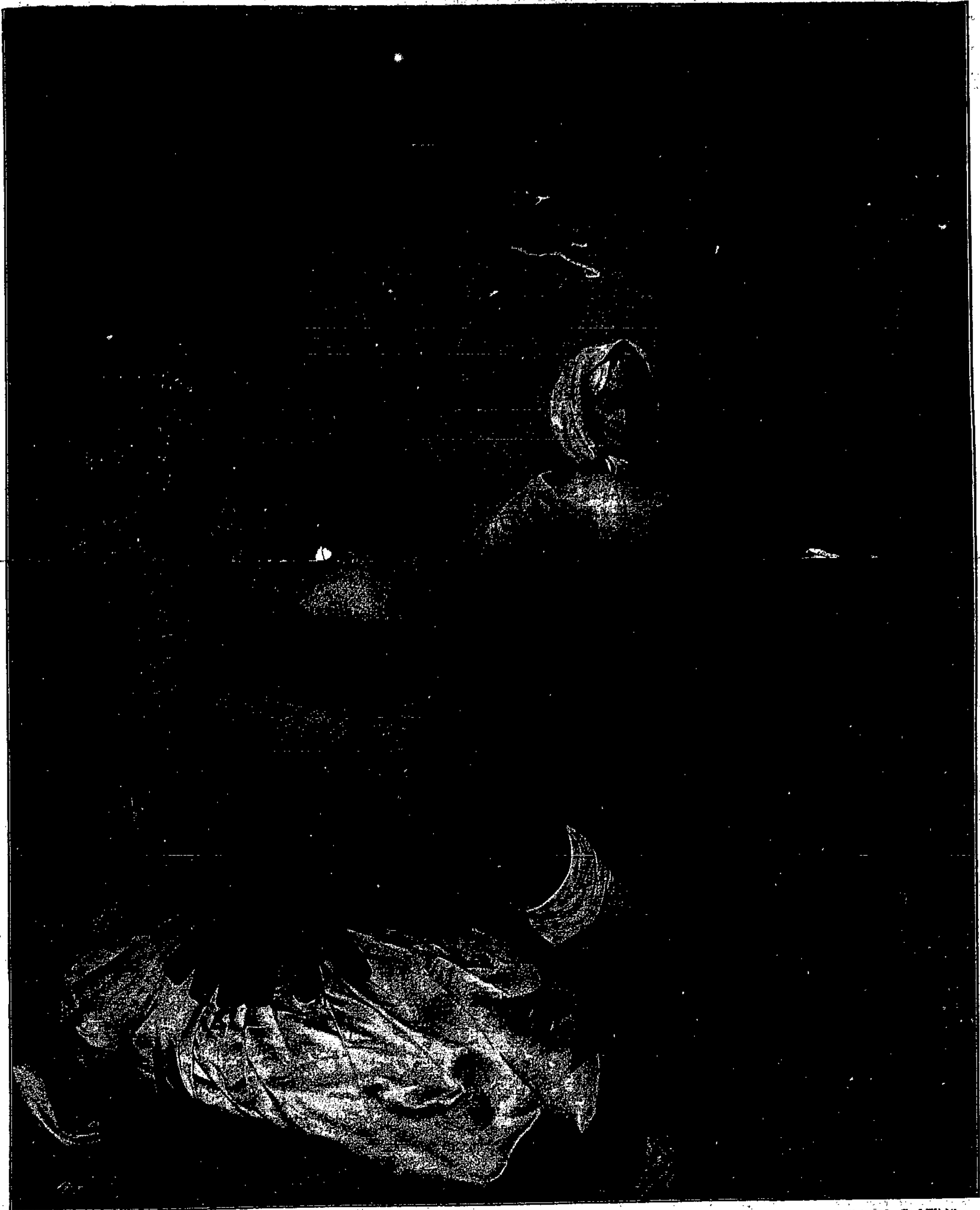
Frage, die den günstigen Einfluß der Künste und Wissenschaften — radikal verneinte. Der Kultus der „Natürlichkeit“, die Feindschaft gegen die „Kultur“, die sich so ausgeprägt bei Rousseau finden, werden aus seiner Eigenschaft als Moralphilosoph begreiflich. Erinnern wir uns, daß die großartige Geistesbewegung im Frankreich des 18. Jahrhunderts zunächst sich wesentlich auf Negation, auf Kritik beschränkte, auf eine Kritik, der im wörtlichsten Sinne des Wortes „nichts heilig“ war. Nach einer Erzählung Marmontels hätte Diderot, mit dem Rousseau damals viel verkehrte, ihm den entscheidenden Fingerzeig zur negativen Beantwortung jener Preisfrage gegeben. Diderot, dessen „heilige Liebe zum Paradoxon“ am Ende auch nichts anderes war als eine Spielart der dialektischen Methode. Mit Rousseaus Darstellung stimmt das nun zwar nicht überein; das ist auch belanglos, die Sache zeigt aber (was ja auch die Krönung mit dem Preise beweist), wie sich damals der Drang nach radikaler Negation, von der politisch-sozialen Seite ausgehend, nach allen Richtungen erstreckte. Rousseau schreibt nun: „Im nächsten Jahre, 1750, als ich schon nicht mehr an meine Abhandlung dachte, erfuhr ich, daß sie in Dijon den Preis erhalten hätte. Diese Nachricht rief alle Gedanken, die sie mir eingegeben hatte, wieder in mir wach, belebte sie mit neuer Kraft und ließ die ersten Reime heroischer Tugend, die mein Vater, mein Vaterland und Plutarch in meiner Kindheit schon mir ins Herz gesenkt hatten, üppig emporschicken. Ich fand nichts groß und schön, als über Schicksal und Menschenmeinung erhaben, frei und tugendhaft zu sein und sich selbst zu genügen. . . .“ Dann kommt Rousseau auf seinen in der besten und heiligsten Ueberzeugung begangenen „Fehler“ zu sprechen: „ . . . er bestand darin, daß ich, als ich meine Kinder der öffentlichen Erziehung überließ, weil ich sie nicht selbst zu erziehen vermochte, und sie lieber dazu bestimmte, Handwerker und Landleute statt Abenteurer und Glücksjäger zu werden, als Bürger und Vater zu handeln glaubte und mich als ein Mitglied der Republik Platos betrachtete. Seitdem hat mir die Neue meines Herzens mehr als einmal gesagt, daß ich mich geirrt hatte, aber weit davon entfernt, daß meine Vernunft die gleiche Sprache gegen mich geführt hätte, habe ich oft den Himmel gesegnet, sie dadurch vor dem Lobe ihres Vaters und vor dem bewahrt zu haben, das ihnen drohte, wenn ich später gezwungen gewesen wäre, meine Hand von ihnen abzugeben. . . . Ich möchte aus meiner Handlungsweise kein Gehl, nicht allein weil ich nie verstanden habe, meinen Freunden etwas zu verbergen, sondern auch weil ich wirklich nichts Arges darin erblickte. Alles erwogen, wählte ich für meine Kinder das Beste oder doch das, was ich dafür hielt. Ich hätte gewünscht und wünschte noch, ich wäre wie sie aufgezogen und unterhalten worden.“

Im Grunde wird ja auch durch den „Emile“, den 1762 erschienenen großen Erziehungsroman Rousseaus, der ihm den größten Ruhm, aber auch die härtesten Verfolgungen eingetragen hat, der Verzicht Rousseaus auf die Erziehung seiner eigenen Kinder nur um so mehr erklärt. Denn welchen größeren Gegensatz könnte es geben als den, der zwischen dem idealen Milieu des „Emile“ und dem seines Verfassers bestand! Angesichts der platten Unmöglichkeit, dieses Erziehungsideal auch nur in einem einzigen Punkte zu verwirklichen, ist nichts natürlicher, als daß ein leidenschaftlicher und konsequenter Geist den scheinbar diesem Ideal entgegengesetzten Lustweg zum Findelhaus wählte, das ihm die beste Gewähr zu bieten schien, seine Kinder vor den „Giften der Kultur“ zu bewahren und doch für den Existenzkampf tüchtig zu machen. Die Wirkung und der Einfluß des „Emile“ und seiner pädagogischen Lehren wären

in Frankreich wie in Deutschland beispiellos. Daß Rousseau, der 1754 in Genf wieder Calvinist geworden war und das Bürgerrecht erworben hatte, nunmehr aus Frankreich und der Schweiz fliehen mußte (der „Emile“ wurde in

Genf öffentlich verbrannt), war freilich mehr die Folge der religiösen Stellung, die er im „Glaubensbekenntnis des jacobinischen Vikars“ einnahm. Die Verfolgung Rousseaus um dieses Telle des „Emile“ willen

ist heute nur verständlich, wenn man bedenkt, daß Rousseau zeit seines Lebens gegen zwei Fronten kämpfte. Wohl hätte seine Ablehnung des ethischen Materialismus ihm die Sympathien der Kirche sichern können, aber nicht minder



Serbordy: Das Konzert.

Nach einer Photographie (Nr. 8 201) des Verlags G. D. C. C. C. Leipzig.

heftig wandte er sich gegen den religiösen Dogmatismus in jeder Gestalt.

Auch wie Rousseau die Frage der weiblichen Erziehung im „Emile“ behandelt, war eigentlich so sinnlos nicht, wie es heute scheinen mag. Sein Standpunkt läuft etwa auf die Forderungen hinaus: die Frau gehört ins Haus — und: das Weib sei dem Manne untertan. Wie der Moralphilosoph ohne ökonomische und historische Schulung aus der verrotteten Zivilisation keinen praktischen Ausweg fand, so verzweifelte er angesichts der trostlosen Rolle, die er die Damen seiner Zeit spielen sah, an jeder Befähigung des weiblichen Geschlechts zur Selbstständigkeit. Daß aber auch in der untergeordneten Rolle, die er der Frau zuwies, kein Heil lag, ahnte Rousseau wohl, wie seine geplante Fortsetzung zum „Emile“ und in gewissem Sinne auch der schon 1756 geschriebene, aber erst 1761 erschienene Briefroman, die „Nouvelle Héloïse“, zeigt. Die Liebe des bürgerlichen Lehrers zu seiner adeligen Schillerin scheitert nach kurzem Austausch am Standesunterschied, Julie heiratet einen Standesgenossen, St. Preux reißt um die Welt und wird dann ein Freund der Familie. Die alte Leidenschaft erwacht, aber die standhafte Julie entgeht ihr durch den Tod, den sie bei der Rettung eines ertrinkenden Kindes findet. Gleich seinem Vorläufer Richardson lenkte Rousseau hier in die Bahnen der moralisierenden Poesie ein, wie ja auch Lessing dem „Werther“, damit er „nicht mehr Unheil als Gutes“ stifte, „noch ein Kapitälchen zum Schlusse“ wünschte, „je zynischer, desto besser“! So war stets den Vorkämpfern erstarrender Klassen nicht bloß die Schaubühne, sondern die ganze Kunst eine moralische Anstalt: die Tendenz, nicht die ästhetische Schönheit bestimmte für sie den Wert. Beiläufig ist einer der ästhetischen Hauptvorzüge der „Neuen Héloïse“ die Entdeckung der Gebirgsschönheit. Was bis dahin vorwiegend fahrendlich gesehen hatte, lernte man jetzt mit St. Preux als erhaben empfinden. Seit diesem Roman datiert die Liebe zu den Alpen, trotz gelegentlichen Vorläufern, wie dem Schweizer Haller, der, wie jener, in seinem Hass gegen die Laster der Zivilisation und in seinem Lob der „Naturmenschen“ schon an Rousseau gemahnt. (Die weitere Ausbreitung des Gebirgskultus hat natürlich ihre tieferen Ursachen.)

Die letzten Jahre des Philosophen sind eine fast ununterbrochene Kette von Verfolgungen, Anfeindungen und Leiden aller Art. Seine körperlichen Gebrechen werden gleichfalls mitschuldig sein an der zunehmenden Geisteskrankheit — anders kann man es kaum mehr nennen — die seit 1766 bei Rousseau auftrat und sich bis zum Verfolgungswahnsinn steigerte. Zu stolz, um sich mit der Abhängigkeit von irgendeinem Großen ein leichteres Los zu erkaufen, fristete er lange Zeit sein Leben durch das Abschreiben von Noten — denn in einem anderen Sinne auf ehrliche Weise von seiner Feder zu leben, war damals noch unmöglich. Am 2. Juli 1778 starb er, zuletzt mehr resigniert als verbittert, und um nichts besser gestellt als die Mehrzahl aller Größen des bürgerlichen Aufschwungs. Schiller, der ja gleich Goethe, Kant, Herder und gleich dem deutschen Idealismus überhaupt ohne Rousseau kaum denkbar ist, setzte ihm zum Denkmal die Strophen:

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Wo's Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseaus Grab, gegrüßet seist du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried' und Ruhe fandst du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster, und die Weißen starben;
Nun ist's lichter, und der Weiße stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

Nichts schöneres weiß ich . . .

Nichts schöneres weiß ich mir, als einen Alten,
in dem noch Jugend schäumt;
nichts schöneres, als wenn aus tiefen Falten
ein junges Auge träumt;
nichts froheres, als wenn in aller Brust
hell singt der Mut
und jeder Morgen schmiedet neue Lust
in eines alten Herzens junger Blut.

Nichts schöneres weiß ich . . . Viele wandern tot
mit welker Seele durch den Rest der Tage,
verzehrt von Leiden und von Leid und Not,
erwürgt von Plage;
gestorben vor der Pulse letztem Schlag,
noch eh die Sinne fliehn,
gestorben, da noch Licht und Tag
dem Auge schien.

Nichts schöneres weiß ich mir, als wenn dies Auge
wie einst beim Mann
noch prüfend blickt in dieser Welt Getriebe
und frohig zürnen kann;
nichts edleres, als wenn es helter blühe
in Kampf und Bann;
nichts schöneres, als wenn es noch in Liebe
erglühn kann.

Ernst Preegang.

Die Bewässerungsländereien des nordamerikanischen Westens.

Von Albert Rudolf.

In den Weststaaten der nordamerikanischen Republik sind zwei Arten der Bodenbebauung in rascher Entwicklung begriffen, welche für die Versorgung der Menschheit mit Nahrungsmitteln schon heute eine große Rolle spielen, deren Bedeutung in der Zukunft jedoch ungleich größer sein wird. Die eine Art ist die sogen. trockene Landwirtschaft (dry farming) und die andere wird gebildet von den Bewässerungsländereien. Beide zusammen machen einen großen Teil der bedeutenden wirtschaftlichen Zukunft nicht nur des Westens aus, sondern der ganzen Vereinigten Staaten überhaupt. Wegen der riesigen Ausdehnung, welche für die sogenannte trockene Landwirtschaft in Frage kommt, ist sie der bedeutendere Zweig der westamerikanischen Bodenbebauung. Doch sollen uns an dieser Stelle die Bewässerungsländereien beschäftigen. Sie gehören zu denjenigen Werken der Menschheit, die in den Annalen für alle Zeiten als eines der größten Kulturwerke prangen werden.

Von den Staaten Washington und Montana im Norden bis zu denen von Arizona und Neu-Mexiko im Süden, vom westlichen Kansas und Nebraska bis Kalifornien und Oregon am Pazifischen Ozean erstrecken sich die Felsengebirge und die Sierra Nevada. In beiden Gebirgen liegen unzählige weite Talebenen, deren Böden zu den tiefgründigsten und reichsten der Erde zählen. Die Mächtigkeit dieser Böden, aufgeschwemmt durch eine Jahrhunderttausende währende Tätigkeit des Wassers, beträgt oft hundert und mehr Meter. Doch auf dem besten Boden kann nichts wachsen, wenn die Niederschlagsmenge während der Zeit des Wachstums keine genügend große ist. Die Regenwinde vom Osten und Südosten erreichen jene Talebenen ebenso selten wie die vom Pazifischen Ozean kommenden, die sich meist an den steilen Gebirgswänden der Sierra Nevada brechen. So herrscht denn Sonnenschein in jenen Bergen und Tälern, die sich innerhalb der Union 2000 Kilometer von Norden nach Süden und ebenso weit von Osten nach Westen erstrecken, Sonnenschein 310, 320 und mehr Tage im Jahre.

Versuche in kleinem Maßstabe, jenen reichen Böden durch Bewässerung menschliche Nahrung abzugewinnen, sind schon vor Jahrhunderten

und Jahrtausenden von den eingefessenen Söhnen dieses Landes, den Indianern, gemacht worden. Spuren dieser alten Kulturwerkzeuge heute noch von vergangener Ackerbau-tätigkeit der Rotgesichter. Doch erst der Mensch blieb es vorbehalten, jenen Gründen durch Bewässerung dauernd reiche Ernte abzugewinnen. Etwas mehr als ein halbes Jahrhundert zurück reichen die Versuche nordamerikanischer Farmer, durch die einfachsten Anlagen an Flüssen entlang Land zu bewässern. Man nahm einen Pflug und zog eine tiefe Furche vom flachen Ufer nach dem Felde. Von der Hauptfurche zweigte man eine Anzahl Seitenfurchen ab, so daß Wasser überall ins Feld fließen konnte, und die Bewässerungsanlage war fertig. Von diesen einfachen Anlagen bis zu den neuesten großen Bewässerungssystemen mit ihren mächtigen Dammbauten ist ein Riesenschritt.

Die wesentlichsten Dinge, welche bei der Anlage zu berücksichtigen waren, sind die Menge des vorhandenen bzw. aufzusammelnden Wassers und die Größe der zu bewässernden Fläche. Dabei muß in Rechnung gezogen werden die jährliche Niederschlagsmenge, die den Bewässerungsfeldern mit zugute kommt. Denn mit dem Wasser der Anlage soll eine möglichst große Fläche fruchtbar gemacht werden. Je größer diese Fläche ist, um so lohnender wird die für den Bau aufgewendete Arbeit. Einen wesentlichen Faktor spielt bei der Berechnung der Wassermenge auch die Verdunstungsfähigkeit des Wassers. In den dürreren Staaten des amerikanischen Westens beträgt sie 1,25 bis 2,25 Meter pro Jahr! Eine ungeheure Menge Wasser findet also seinen Weg durch die Luft. Aus den genannten Zahlen ist auch zu ersehen, welche Trockenheit in jenen Gegenden herrscht. In den regenreichen Oststaaten beträgt z. B. die Verdunstungsfähigkeit nur 0,60 bis 1,20 Meter. Sie ist natürlich auch wieder verschieden in dem an der kanadischen Grenze gelegenen Staate Montana gegenüber den Staaten des Südwestens Arizona und Neu-Mexiko, verschieden, ob die Bewässerungsanlage einige hundert oder aber 1000 bis 1500 Meter hoch liegt.

Die Bewässerungssysteme sind verschiedener Art. Sei es, daß man das Wasser einem Strome entnimmt, der ständig reichlichen Wasserzufluß hat; sei es, daß man es herleitet von einem Gebirgssee; sei es, daß man Wasser mittels mächtiger Dampf- oder elektrischer Pumpen aus der Erde hebt; oder aber, und das sind die häufigsten Anlagen, daß man Gebirgswasser durch einen Damm zum Stauen bringt und so eine große Wassermenge ansammelt. Da, wie wir oben zeigten, die Verdunstungsfähigkeit eine große Rolle spielt, richtet sich auch nach derselben bei den Stauanlagen die Höhe des Damms. Ist er zu hoch und staut infolgedessen das Wasser über eine zu große Oberfläche, so wird der durch Verdunstung entstehende Wasserverlust ein zu großer; ist er zu klein, so ist seine Wasseransammlungskraft nicht groß genug zum praktischen Gebrauch. Auch mit dem jährlichen Schneefall im Gebirge muß beim Dammbau gerechnet werden. Ist die winterliche Niederschlagsmenge eine größere, kann infolge der Schneeschmelze im Sommer mit einem größeren Wasserzufluß gerechnet werden, ist sie aber geringer, wird im Sommer weniger Wasser vom Gebirge kommen.

In Europa bewundert man mit Recht die großen englischen Bewässerungsanlagen am Nil, die Wasser für ungefähr 2½ Millionen Hektar Land liefern. Die Bewässerungsländereien des amerikanischen Westens belaufen sich heute auf ungefähr 5½ Millionen Hektar, während die für die Bewässerung in Aussicht genommene Gesamtfläche ungefähr 20 Millionen Hektar beträgt! Das ist eine Fläche, groß genug, für 80 Millionen Menschen Nahrung zu

liefern. Wir wollen hier einige dieser Werke hervorheben, die in den Wüsteneien des amerikanischen Felsengebirges lachende und blühende Oasen hervorzaubern.

Im nordwestlichen Teile des Staates Wyoming liegt der Shoshone-Fluß. Der zu seiner Staumung aufgeführte Dammbau ist unten 26 und oben 61 Meter breit, während seine Höhe 98 Meter beträgt. Durch diesen Dammbau wird das Wasser auf 82 Kilometer rückwärts gestaut, was einen Wasserspiegel von 2400 Hektar aus-

macht. Das Wasser dient zur Bewässerung von 53 000 Hektar Land. Eine andere große Dammanlage im gleichen Staate wird der Pfadfinder-Damm genannt, der eine Höhe von 65 Meter aufweist. Das durch ihn gesammelte Wasser wird in einem eigens zu diesem Zwecke gebauten Kanal 153 Kilometer weit nach dem Staate Nebraska geleitet, wo es aus 40 000 Hektar dürrer Lande grüne Fluren erzeugt.

Der größte Dammbau von allen ist wohl der Roosevelt-Damm im Salzflusstale des Staates

Arizona. Er liegt in einer Region der nordamerikanischen Republik, die zu den dürrsten gehört und den bezeichnenden Namen führt „das von Gott vergessene Land“. Der Dammbau ist aus Sandstein und Zement gebaut und über 300 Meter lang. An Höhe ist er 56 Meter dick! Zu seiner Konstruktion sind 350 000 Faß Zement verwendet worden. Außer der Bewässerung von 96 000 Hektar Land dient das aufgespeicherte Wasser noch zum Betriebe großer elektrischer Pumpen.

(Schluß folgt.)

Der Sträfling.

Novelle von W. C. Morrow. Autorisierte Uebersetzung von H. Hesse.

(Fortsetzung.)

Der Sträfling fuhr fort: „Nun ist's genug.“ sagte der Direktor. „Abtreten!“ Ich geborchte nicht und erklärte, daß ich keineswegs versucht, auch nur einen Pfennig doppelt zu erhalten, daß ich keineswegs meinen Lohn schon bekommen und nur tot von der Stelle weichen würde, denn ich ließe mich nicht bestehlen und betrügen. Er fragte den Oberwärter, ob nicht doch vielleicht ein Irrtum möglich wäre. Der Oberwärter schlug in seinem Register nach und erklärte, es läge kein Irrtum vor. Er erinnere sich, behauptete er, daß er mich gesehen, wie ich meinen Tabak in Empfang genommen habe und in die Reihe getreten sei, er habe allerdings nicht gesehen, daß ich mich an meinen alten Platz gestellt hätte. Bei den anderen erkundigte sich der Direktor nicht erst, sondern er befahl mir, ich solle auf meinen Platz gehen. Ich sagte jedoch, ich würde eher sterben, als mich von der Stelle rühren, ich wolle meinen Lohn und weiter nichts, und ersuchte ihn, doch die anderen zu fragen.

„Genug, genug!“ wiederholte er. Nun ließ er meine Kameraden in ihre Zelle zurückkehren. Dann befahl er den beiden Wärtern, auch mich abzuführen. Sie näherten sich mir, um sich meiner zu bemächtigen, doch ich schüttelte sie mir vom Leibe, als wären es Kinder. Andere kamen hinzu, und einer schlug mich mit einem Knüttel über den Kopf. Ich fiel hin. Und da, Herr Präsident — hier verwandelte sich die Stimme des Sträflings fast in ein Klüffern —, da befahl er ihnen, mich in die Dunkelzelle zu werfen.“

Der harte, starre Glanz in den Augen des Gefangenen erlosch. Er senkte den Kopf, und sein verzweifelter Blick heftete sich auf den Boden.

„Fahren Sie fort!“ sagte der Vorsitzende.

„Ich wurde also in die Dunkelzelle abgeführt. Haben sie die Dunkelzelle schon gesehen, Herr Präsident?“

„Vielleicht, ja. Aber erzählen Sie uns doch von ihr.“

Der kalte, durchdringende Glanz leuchtete in den Augen des Sträflings wieder auf, als er sie auf den Präsidenten richtete.

„In der Dunkelzelle gibt es mehrere besondere Winkel. Der, in den man mich stieß, maß etwa fünf mal acht Fuß. Wände und Decken waren aus Eisen, der Boden aus Granit. Der einzige Lichtschimmer in diesem Raume fiel durch einen Spalt in der Tür. Man gab mir eine Decke und setzte mich auf Wasser und trocken Brot, das mir alle vierundzwanzig Stunden gebracht wurde, und zwar des Nachts, damit das Tageslicht nicht hereindränge.“

Am zweiten Tage, einem Sonntage, begleitete der Direktor den Wärter und fragte mich, wie es mir ginge. Gut, sagte ich ihm. „Wollen Sie sich gut führen und morgen zu Ihrer Arbeit zurückkehren?“ fragte er mich. Nein, antwortete ich, ich gehe nicht eher wieder zur Arbeit, bevor ich meinen Lohn erhalte. Er zuckte die Schultern und meinte: „Nun gut.“

Aber vielleicht ändern Sie Ihren Sinn, wenn Sie mal eine Woche hier verbracht haben.“

Eine Woche lang hielt man mich so fest.

Am nächsten Sonntagabend kam der Direktor und fragte: „Sind Sie geneigt, die Arbeit morgen wieder aufzunehmen?“ Nein, versetzte ich, bevor ich meinen Tabak nicht erhalte. Er beschimpfte mich. Da antwortete ich, es sei Pflicht eines Mannes, sein Recht zu fordern, und daß der, der sich wie ein Hund behandeln ließe, gar kein Mann sei.“

„Haben Sie sich nicht gesagt,“ unterbrach ihn der Präsident, „diese Beamten könnten sich doch unmöglich so erniedrigen und Sie betrügen? Es müsse ein Irrtum vorliegen, und daß Sie auf jeden Fall die Wahl hatten zwischen zwei Uebeln: entweder ein Paket Tabak oder sieben Jahre Freiheit zu verlieren?“

„Aber man hatte mich doch gereizt und verletzt, Herr Präsident, indem man mich als Dieb behandelte, und hatte mich in das finstere Loch geworfen wie ein schädliches Tier. . . . Ich verteidigte doch nur mein Recht! Und dieses Recht war meine Menschenwürde. Sie ist das einzige, das ein Mann unverfehrt mit ins Grab nehmen kann, sei er Büchthäusler oder frei, schwach oder mächtig, reich oder arm.“

„Nun, und was tat der Direktor, nachdem Sie die Arbeit wieder verweigerten?“

Obgleich eine furchtbare Erregung in ihm kochte und ihn in Wut versetzen mußte, erhob sich der Sträfling doch — langsam und entschlossen, obgleich mit Anstrengung. Er setzte seinen rechten Fuß auf den Stuhl und stützte den rechten Ellbogen auf das Knie.

Ohne die Stimme zu verändern, fuhr er mit schwerfälliger Eintönigkeit wie im Anfang fort: „Als ich dies erklärt hatte, sagte er, ich käme auf die Galgenleiter, wenn ich nicht von meiner Idee ablassen würde. Ja, Herr Präsident, er sagte, ich käme auf die Galgenleiter.“

Hier machte er eine lange Pause.

„Ich,“ fuhr er endlich fort, „ein menschliches Wesen mit Fleisch auf Knochen und ein Menschenherz im Leibe! Der andere Direktor hatte nicht versucht, meinen Charakter auf der Galgenleiter zu brechen. Und doch hatte er vermocht, ihn zu überwinden. Im tiefsten Innern hatte er ihn gebrochen, doch er hatte es mit guten Worten erreicht, ohne Dunkelzelle, ohne Galgenleiter. Ich hatte es dem Direktor nicht geglaubt, daß ich auf die Galgenleiter käme, und konnte es nicht ausdenken, daß ein menschliches Wesen so grausam sein und diese Strafe über mich verhängen würde. Hätte ich es gewünscht, so würde ich ihn auf der Stelle erdroffelt haben. Nein, Herr Präsident, ich konnte es nicht glauben.“

Er befahl mir, mitzukommen. Von den Wärtern begleitet, folgte ich ihm. Er führte mich zu dem Folterinstrument, das ich noch nie gesehen hatte. Es war eine schwere Holzleiter, die an der Wand hing und mit dem einen Ende auf dem Boden befestigt war. Daneben lag eine Peitsche.“

Hier folgte wieder eine lange Pause.

„Der Direktor befahl mir, die Kleidungsstücke abzulegen, und ich tat es. Ich vermochte noch immer nicht den Gedanken zu fassen, daß er mich auspeitschen würde. Ich meinte, er wolle mir nur Furcht einjagen.“

Nun sollte ich das Gesicht der Leiter zuwenden. Ich gehorchte und streckte die Hände empor, wie er es verlangte. Nun wurden mir die Hände gebunden und die Fesseln so fest angezogen, daß ich den Erdboden nicht mehr berührte. Auch die Beine wurden mir gebunden, und der Direktor hob die Peitsche auf. „Ich will Ihnen noch einmal Gelegenheit geben,“ sagte er. „Wollen Sie morgen zur Arbeit zurückkehren?“ Nein, versetzte ich, ich gehe nicht eher zur Arbeit, als bis ich meinen Lohn habe. „Gut,“ sagte er, „Sie sollen Ihren Lohn auf der Stelle erhalten.“ Und er wich einen Schritt zurück und hob die Peitsche. Ich wendete den Kopf und sah ihn an: in seinen Augen las ich die Absicht, mich zu schlagen. Und als ich dies sah, fühlte ich, daß etwas in mir im Begriff war, zu zerpringen.“

Der Sträfling unterbrach sich, um Kräfte zu sammeln. Doch er änderte nichts an seiner Stellung. Die Augen schimmerten in starrem Glanz. Nichts hatte die langsame Eintönigkeit des Anfangs unterbrochen.

Ich war stets sehr ergriffen, wenn unsere großen Schauspieler ihrem Genie in tragischen Situationen freien Lauf ließen. Doch wie arm und gekünstelt erschienen mir jene Schauspiele im Vergleich mit dieser Szene!

Der Stenograph hielt in seiner Tätigkeit inne.

„Und da . . . da zerfleischte die Peitsche mir den Rücken. Das Etwas in mir wand sich heftig und empörte sich und kam jäh zum Durchbruch — es ergoß sich durch mein ganzes Wesen wie flüssiger Stahl. Und da sprach ich zu dem Direktor: Sie haben mich kaltblütig mit der Peitsche geschlagen. Sie haben mir Hände und Füße gebunden, um mich wie einen Hund auszupeitschen. Nun, peitschen Sie, Sie Scheusal. Sie sind ein Feigling. Sie sind gemeiner, niederträchtiger und feiger als der gemeinste Hund, der beim Fußtritt seines Herrn jappt. Sie sind als Feigling geboren. Feiglinge lügen und stehlen, und Sie sind noch schlechter als ein Lügner oder Dieb. Ein Hund würde nicht Ihr Freund sein. Peitschen Sie mich aus, heftig und lange, Sie Feigling, der Sie sind. Peitschen Sie mich aus, sage ich Ihnen! Lernen Sie das Gefühl kennen, das einen Feigling beherrscht, wenn er einen Mann anbindet und ihn wie einen Hund auspeitscht. Mißhandeln Sie mich bis zu meinem letzten Atemzuge. Martern Sie mich nicht zu Tode, so kostet Sie dies Ihr Leben.“

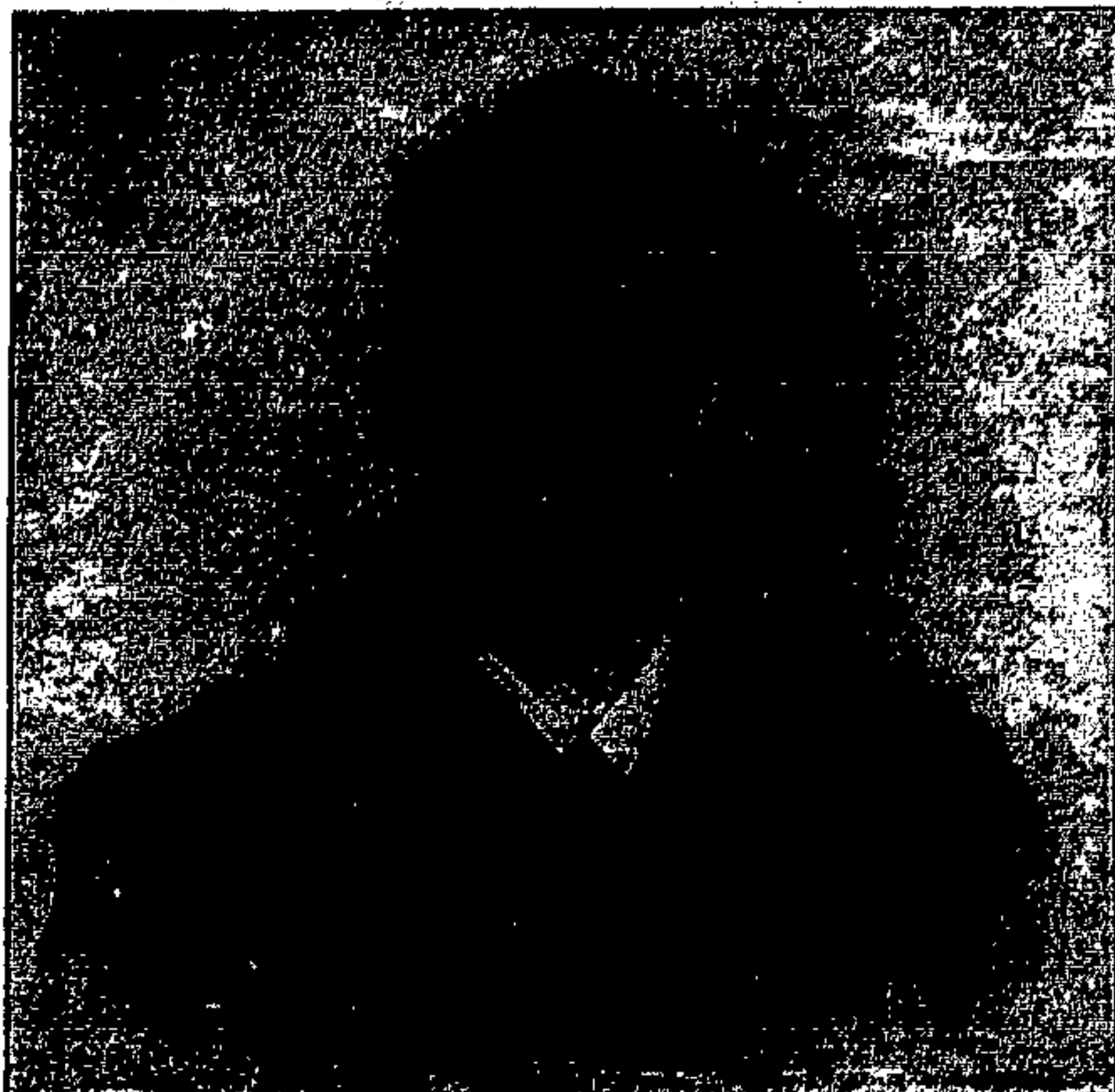
Sein Gesicht wurde blaß. Er fragte mich, ob ich wirklich dachte, wie ich redete. Gewiß, gewiß! Bei Gott! Da nahm er die Peitsche in beide Hände und schlug aus Leibeskraft auf mich ein.“

(Schluß folgt.)

Aeromaterialien. Die großen Fortschritte, die die Luftfahrttechnik aufzuweisen hat, sind nicht zum wenigsten auf die neuen Lösungen der Materialfrage zurückzuführen. Wenn schon in den übrigen Zweigen der technischen Praxis für den Erfolg die Kunst entscheidend ist, zu den betreffenden Einrichtungen das geeignete Baumaterial zu finden, so gilt dies in weiterer Maße gerade für die Apparate, mit denen man in das leichte, feine und in seinen Wirkungen doch so unberechenbare Luftmeer emporsteigt. Ein Luftballon, aus Papier zusammengesetzt, möchte vor mehr als einem Jahrhundert genügen, als man erhitzte Luft als gutes Hebegas betrachtete. Dasselbe Material mußte dagegen verworfen werden, sowie man das hebelkräftigere, jedoch auch kostbarere und rascher durchdringende Wasserstoffgas zu verwenden begann. Gefirnigte Seide war dazu zweckmäßig, noch besser die gummierte, die bis auf den heutigen Tag für die Augellballons, sowohl bei Wasserstoff als auch Leuchtgasfüllung, angewendet wird.

Sie besitzt eine gute Gasdichtigkeit und Leichtigkeit, einen Mibalen in dieser Hinsicht allerdings in der Goldschlägerhaut. Das teure Material erhält man aus dem Blinddarm des Ochsen; es bildet kleine Hautbogen, nicht viel größer als ein Schieblatt. Der einzige Nachteil dürfte darin zu erblicken sein, daß die Hautbogen Stück für Stück auf künstlichem Wege aneinander geleimt werden müssen. Die Erfindung der motorisch bewirkten Lenkung der Ballons hatte selbstverständlich gewaltigen Einfluß auf die Wahl der Aeromaterialien. Nicht allein die Verwendung des gummierten Baumwollstoffes, der nach verschiedenen Herstellungsverfahren speziell für Motorluftschiffe und auch für Flugmaschinen bereitet wird: es treten hier vielmehr ganz neue Materialien hervor, die festen, starren. Wie sonst der Luftschiffer sein Ballonnetzwerk, seine Anker- und Halteseile ausschließlich aus Hanf wählte, benutzt man heute im selben Umfange Trossen aus Stahlbräht. Ebenso kennt man in der Technik der Lenkballons kein Korbgeschlecht der Gondel, sondern an dessen Statt die Stahlrahmen mit Drahtnetzen, oder massive Gondeln aus Holz und Aluminium. Die Gerüstträger aus Aluminium in den starren Luftschiffen finden ihre Gegenstücke in den Stahlrohren und sinnreich verfertigten hölzernen Wägen und Stabwerken der Flugmaschinen. Zu den neuesten Aeromaterialien gehören die charakteristischen „Luftmetalle“, Duralumin, Elektronmetall. Das erste ist eine Aluminium-, das zweite eine Magnesiumlegierung, beide besitzen viel günstigere Eigenschaften in lufttechnischer Hinsicht als die entsprechenden Reinelemente.

Das bulgarische Bauernhaus ist heute noch in seiner primitiven Bauart und Anordnung der Räumlichkeiten charakteristisch für den in den Balkanländern üblichen Hausbau. Im russisch-türkischen Feldzuge des Jahres 1877 lernte es der nachmalig als Arzt berühmte gewordene Ernst v. Bergmann genau und gründlich kennen. In dem unlängst von A. Buchholz herausgegebenen, lesenswerten biographischen Werke „Ernst v. Bergmann“ (Leipzig, F. C. W. Vogel, Pr. 13,75 M.) findet sich folgende von Bergmann selbst herrührende Stelle über das bulgarische Bauernhaus: „Man muß freilich manches europäische Vorurteil ablegen, ehe man in die Troglodytenhöhle kriecht. Aus zwei Abteilungen besteht sie: ein verdeckter Gang führt aus dem oberirdischen, vorn offenen Vorbau ins erste Geß, aus dessen einer Ecke der Kamin aufwärts strebt; unter ihm brennt auf dem gleichmäßig hart gestampften Lehm Boden das Feuer, an dem die ewige Maiskost hergestellt wird. An ein paar Stangen oder Striden hängen die Arbeitsgeräte des Mannes, das Geschirr und Joch für die Büffel und Ochsen, sonst aber ist es wüst, leer und rauchig. Eine niedere Tür führt in das zweite Zimmer; in ihm ist längs der Wand ein breiter Vorsprung ausgegraben, der die Rolle eines Tisches, Bettes und Divans bei festlichen Gelegenheiten spielt. Ein paar Schilfmatten auf ihm sind das ganze Bettgerät. In der Ecke stehen zwei Kisten; sie enthalten die Kleider der Familie und auf einem Brett längs der Wand stehen deren Kostbarkeiten: einige Brantweinflaschen, einige Gläser und bemalte Tassen, einige Tabakspfeifen und einige Paar Pantoffeln, in die Sonntags die Füße des weiblichen Teiles der Familie schlüpfen. Eins muß ich dem Staatsgemach lassen: es ist reinlich, stets frisch getüncht, denn die Hausfrau hält es für ihre Pflicht, allmonatlich mit einem Gemenge von Mist und Lehm die Ritzen zu verschmieren und mit einem Brei aus Kalk, Erde und Wände zu tünchen, wobei ihr statt des bei unsern Maurern üblichen Pinsels ein Stüd Schaffell Dienste tut.“ Diese Schilderung entstammt nun freilich einer Zeit, die bereits um fünfundsiebzig Jahre zurückliegt. Allein auf dem Balkan vollziehen sich die Veränderungen, wie sie die modernen Kulturanforderungen erheischen, nur langsam. Man hängt dort zäher und fester am Althergebrachten als in Mittel- und Westeuropa. Im großen und ganzen dürfte das auch für den Hausbau zutreffen.



Viktor Adler

rückt nun auch in die Reihen der Sechzigjährigen ein. Am 24. Juli 1852 wurde er in Prag geboren. Sein Wirken würdigen heißt die Geschichte der modernen Arbeiterbewegung in Oesterreich schreiben. Wie dringend brauchte schon die unklare, gärende, in „Gemäßigte“ und „Radikale“ gesplante Bewegung der 80er Jahre die organisatorischen Fähigkeiten und die glänzende Feder des jungen Arztes mit dem grundguten Herzen und dem starken Willen. Im Streite der Fraktionen war er der gegebene Vermittler und die 1888 auf dem Gaisfelder Parteitage vollzogene Einigung der Partei war sein persönliches Verdienst. Die geeinte Partei hatte große Schwierigkeiten zu überwinden. Im Kampfe mit der allmächtigen Bürokratie und mit der Justiz, die unter dem Ausnahmezustand die proletarische Bewegung mit Geheimbund-Prozessen lahmzulegen versuchte, zog sich auch Adler zahlreiche Prozesse zu und machte mit dem Herter Bekanntheit. In seinem unerbittlichen Humor prägte er für sein geliebtes Oesterreich das Wahrspruch: „Wir haben den Despotismus, gemildert durch Schlamperci.“ Seinen internationalen Ruf als Taktiker begründete Adler, als er in diesem durch nationale Kämpfe zerrütteten, halbasiatisch verwalteten, ökonomisch unentwickelten Oesterreich außerhalb des Parlaments die Massen zum Kampfe ums Recht organisierte. Das geltende Vierkurienwahlrecht machte jeden sozialistischen Wahlsieg unmöglich. Da die Massen sich bei den Wahlen nicht zählen konnten, hielten sie am 1. Mai 1890 eine glänzende Heerschau.



Wilbur Wright

Einer der beiden durch ihre Flugversuche berühmten Brüder ist im Alter von 45 Jahren gestorben. Wilbur und Orville Wright waren die ersten, die nach dem Deutschen Lilienthal das Flugproblem lösten. Im Mai 1908 führten die Brüder ihren ersten öffentlichen Flug aus. Zuletzt arbeiteten die Brüder an einem motorlosen Flugapparat.

Nach dieser Maßfeier mußte der Ausnahmezustand fallen. Der Organisation waren neue Wege gebahnt, die eifrig benutzt wurden. Vom 1. Mai 1898 datiert jener bewundernswürdige Wahlrechtskampf, in dem das österreicherische Proletariat zunächst die Wahlreform von 1898 erzwang. Die ersten 14 Sozialdemokraten zogen 1897 als Erwählte der aufgefropften 5. Kurie in den Reichsrat ein. Adler selbst unterlag in Wien. Unter seiner Führung ging der Kampf mit ungeschwächtem Elan weiter, bis 10 Jahre später das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht erobert war. Adler gehörte seit 1900 auch dem Parlament an, in dem allein die Sozialdemokratie beweist, daß man in Oesterreich großartige Politik treiben kann. Der Arbeiter-Internationale war Adler auf ihren Kongressen in schwierigen Situationen oft ein kluger Berater. Daß ihm noch viele Jahre erfolgreichen Schaffens vergönnt sein mögen, das wünschen ihm die deutschen Genossen, denen er stets ein treuer Freund und oft ein lieber Gast war. h. m.

Masagan. Wie wird bekanntlich so unverschämte gelogen, wie im Kriege. Die Beweise dafür liefert die Kriegsgeschichte aller Länder und Zeiten in Fülle und Fülle. Besonders ergiebig an militärischem Schwindel scheinen aber die Kolonialkriege zu sein, vor allem wohl aus dem Grunde, weil hier die Luftschneider und Beschöniger am sichersten vor Mächtigung zu sein glauben. Der gegenwärtige Krieg in Nordafrika bringt wieder massenhaftes Material dafür bei, wie dreist die Kolonialhelden der Welt Sand in die Augen zu streuen versuchen. Man hat berechnet, daß die Türken und Araber in Tripolis und der Libyen längst aufgemauert sein müßten, wenn die italienischen Angaben über die feindlichen Verluste auch nur einigermaßen der Wahrheit entsprächen. So weh ja auch alle Welt, wie die italienischen Berichte Niederlagen in Siege umgelogen und dergleichen Schwindelmanöver mehr vorgenommen haben. Nordafrika hat den Schlag der europäischen Kolonialkriegsflügel schon lange gelammt. Vor allem ist in den algerischen und marokkanischen Feldzügen der Franzosen während der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts das Menschenmögliche in militärischen Falschmeldungen geleistet worden. Man kennt in den Kämpfen gegen die Araber unter Abdellader nicht gerade großartig ab und verfiel dann mitunter auf den alten Trick, das Kriegsglied auf dem gebulbigen Papier ein wenig zu verbessern. Das Tollste an dreistiger Erfindung wurde dem französischen Publikum im Jahre 1889 vorgeführt. Da drang Abdellader unwiderstehlich bis hart an die Stadt Algier vor, nachdem er die französischen Ansiedlungen im Lande durchweg vernichtet hatte, mit Ausnahme der durch Festungen geschützten. Das Bild war so trübe, daß der Kolonialenthusiasmus dringend einer Aufreicherung bedurfte, um nicht ganz zu vergehen. Sehr gelegen kam also die begeisternde Nachricht von der heldenhaften Verteidigung des Forts Masagan.

Das war nach den offiziellen Nachrichten bloß von hundert Mann besetzt, die nun von vielen tausend Arabern angegriffen wurden. Aber das tapfere Häuflein hielt der erdrückenden Uebermacht kühn Stand und schlug mit unbezwinglichem Mute die wütenden Sturmangriffe ab, womit es von den Arabern an mehreren Tagen hintereinander heimgesucht wurde. Kurz, hier war eine der größten Kriegstaten der Geschichte zu melden, und alle gutgesinnten Zeitungen machten das Menschenmögliche daraus. Wochenlang schwamm die öffentliche Meinung in Wonne über das Heldentum von Fort Masagan. Der Nordafrikapatriotismus überschlug sich förmlich, und schnelligst erhielt eine neue Straße in Paris den Namen Rue Masagan. Nach Jahr und Tag aber kam der hinkende Bote, indem sich herausstellte, daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort gewesen. Die Kompanie im Fort Masagan war zwar von einem arabischen Reitertrupp eine Zeitlang umschwärmt, aber in keiner Weise angegriffen worden. Der französische Befehlshaber in Masagan, ein Hauptmann Delibvre, hatte sich die ganze Münchhausenfabe einfach aus dem Daumen gezogen und damit den wohl ungeahnten Erfolg erzielt, durch seinen Augenbericht, der als ein Lichtbild in trüben Tagen kam, das ganze patriotische Frankreich schier auf den Kopf zu stellen. Dem entlarvten Maulhelden wurde nun keineswegs etwa in aller Offenheit der Prozeß gemacht, sondern man pensionierte ihn in aller Stille. Ebenso wenig konnte das Gros der Zeitungen über sich gewinnen, der Wahrheit die Ehre zu geben und den Begeisterungsrummel der Lächerlichkeit zu überantworten. Das Publikum wurde bei dem Glauben gelassen, daß Masagan für die französische Armee einen Ruhmestitel bedente. n. d.

Die Buchausgabe der in der „Neuen Welt“ erstmalig abgedruckten Erzählung „Der Ausweg“ von Ernst Brezang ist kürzlich erfolgt; der gut gebundene, im Verlage der Buchhandlung „Vorwärts“ (Berlin) erschienene Band kostet 1 M.